

Reinhard Sieder

Subjekt und Subjektivierung / Selbstunterwerfung und Emanzipation¹

Zur Herausbildung des Subjekts der europäischen Moderne im 17., 18. und 19. Jh. lagen lange Zeit nur Skizzen vor, da die Humanwissenschaften bis ins späte 20. Jahrhundert ein *universales Subjekt* voraussetzten. Erst Michel Foucault schlug vor zu klären, wie sich das Subjekt „innerhalb der Geschichte konstituiert“, ein Subjekt, das „immer wieder neu von der Geschichte begründet wird.“ (Foucault 2002: 672). Inzwischen besteht über die Grundzüge der Geschichte des Subjekts annähernd Einigkeit: Seine fortlaufende Ausbildung erfolgt durch soziale, politische, wissenschaftliche, handwerkliche, technische u.a. Praktiken und Wissensordnungen.

Die städtischen Bürgerschaften der Renaissance, mit der die erste Moderne in Europa beginnt, bringen das Subjekt ‚in Bewegung‘. An den Universitäten findet die Untersuchung (*enquête*) und das Studium antiker Schriften als Strategie der Selbst-Bildung statt. Eine *longue durée* der Subjektivierung durch Bildung beginnt. Wo immer es möglich wird, befreien sich die den herrschenden Verhältnissen unterworfenen männlichen und weiblichen

¹ Stark gekürzt erschienen unter dem Titel ‚Subjekt‘ in: Anne Kwaschik, Mario Wimmer (Hg.), Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft, Bielefeld 2010, S. 197-202.

Subjekte aus beengenden Zwängen und Mängeln: So durch die Entwicklung von Werkzeugen, Maschinen, Techniken und Wissenschaften, von denen sie einige auch auf sich selber anwenden (Gehlen 1962/2004). Die (Stadt-)Bürger*innen, ledige, verheiratete und verwitwete Männer und Frauen, aber auch zölibatäre Männer und Frauen in Klöstern sind verpflichtet, ihre Fähigkeiten und Talente zu entfalten. Das erst im 17. und 18. Jh. durch christliche Kirchen ausschließlich zur heterosexuellen Beziehung verpflichtete Subjekt setzt sich von der spielerisch-freizügigen, höfisch-adligen Geschlechterkultur ab. (Butler 1990; Butler 2009). Besitzende und gebildete Männer orientierten sich am Modell des rechenhaften und planvoll investierenden Menschen, der das Erreichte nicht durch Launen und Leidenschaften oder Exzesse gefährden will und das Erworbene und Akkumulierte an seine Kinder weitergibt: Dies ist die Gründungsphase eines bürgerlich-patriarchalen Subjekts westlichen Typs.

*

Auch in einer derart groben Skizze scheint es angebracht, idealtypische Modelle von vielfältigen Ausprägungen zu unterscheiden. Das hegemoniale Subjekt-Modell der Moderne ist männlich, das „andere“ oder „zweite“ Geschlecht (de Beauvoir, 1949/1968), das dominierte Subjekt-Modell weiblich. Die dichotomen und komplementären Subjekt-Modelle werden *in praxi* im Alltagsleben realisiert und gewinnen hier bald den Anschein der Natürlichkeit. Neben den Religionen liefern Literatur und Theater Modelle für die Lebensentwürfe und

Autobiographien der bürgerlichen Männer und Frauen. Sie lernen, auf geschlechtsspezifische Weise zu lieben, zu arbeiten, zu beten und zu kämpfen. Das Theater hält den bürgerlichen Männern und Frauen einen Spiegel vor. Brechen Frauen aus dem Regime der bürgerlichen Ehe und des Bürgerhauses aus, werden sie verstoßen, erkranken oder sterben vor der Zeit.

Die modern-bürgerliche Form der *Selbsterwerfung und Emanzipation* (Eribon 2017, 38) fördert die Durchsetzung jener *Zweckrationalität*, die Max Weber für das herausragende Merkmal der westlichen Moderne hielt. Reflektierte, ausdrücklich verhandelte und legitimierte Zwecke und Kalküle treten an die Stelle von Affekten, Gewohnheiten, Glauben und Traditionen. Ab dem 18. Jh. erfasst der *Rationalisierungsprozess* nicht nur die kapitalistischen Arbeitsverhältnisse und die Beziehungen in den Familien, sondern auch das Erleben, Fühlen und Denken jedes Einzelnen. Dass sich bürgerliche Männer und Frauen eine mündlich oder schriftlich verfasste Geschichte in Erzählungen, Briefen, Memoiren und Romanen geben, fördert und begleitet den Prozess der Subjektivierung.

*

Krise und Verfall des klassisch-bürgerlichen Subjekt-Modells und dieser ‚Techniken‘ der Selbst-Subjektivierung setzen im späten 19. Jh. ein. Das klassisch-bürgerliche Subjekt behindert die weiteren Schübe der Modernisierung der Produktivkräfte im industriellen Kapitalismus der Hohen Moderne. Zunächst setzen sehr kleine Avantgarden auf die Überwindbarkeit des binären Geschlechtermodells

und der Subordination der Frau durch *Androgynität*: den Versuch, sich dem Mann körperlich und habituell anzunähern, um dem anerzogenen Leib-Gefängnis der Frau zu entkommen (u.a. im Typus der *garçonne*). Einen zweiten, vielleicht noch folgenreicheren Einbruch erleidet das bürgerliche Subjektmodell hinsichtlich seiner Geschlossenheit. Der enormen Beschleunigung und Vervielfachung des Personen- und Warenverkehrs nach dem Ersten Weltkrieg erscheint eine plastischere Ausformung der Geschlechter und der Selbst-Entwürfe angemessener, dies allerdings bei hoher Selbstdisziplin und unverändert im Modell der monogamen Ehe und der Kleinfamilie. Der beschleunigte Wechsel der Moden und die Vervielfältigung der lebensgeschichtlichen Brüche verlangen eine Revision des männlichen und des weiblichen Selbst. Die Freudsche Psychoanalyse bespricht in den 1910er und 1920er Jahren – also genau vor dem Beginn der Fordisierung des Kapitalismus – die Pathologien des klassisch-bürgerlichen Subjekts, u.a. als Hysterie der Frauen, bringt aber auch Träume, Sehnsüchte und Unbewusstes der Männer ins Spiel, die die klassisch bürgerlichen Regeln überschreiten. Nach der Verwirrung der Geschlechterordnung im Zusammenbruch der alten Welt um 1918/19 (s. Stefan Zweigs Autobiographie, *Die Welt von Gestern*, 1942) stellen reaktionäre Kräfte – unter ihnen viele Männer, die in der alten patriarchalen Ordnung der Wirtschaft, des Militärs und der Kirchen erzogen wurden – das patriarchale, autoritäre und paternalistische Mann-Modell im asketischen Soldaten, im Hausherren, im Industriellen, im evangelischen Pastor (s.

Hanekes Film *Das weiße Band*, 2009) und im katholischen Priester wieder her. Dem entspricht das komplementäre Gegenbild der bürgerlichen Frau: keusch, fleißig, opferbereit, tüchtig und treu, streng zu ihren Kindern und Dienstboten.

Nach dem Zerfall der autoritären und faschistischen Regime und angesichts ihrer Verbrechen scheint das autoritäre, bipolare Geschlechter-Modell nachhaltig diskreditiert, taucht aber in den 1990ern in neo-nationalistischen Kriegen und Konflikten auf dem Balkan, in Ungarn, im Baltikum und anderswo wieder auf. In rechtsextremen Milieus hat es stets Konjunktur.

*

In den 1950er Jahren tritt in europäischen Ländern (mit deutlicher Verspätung gegenüber den USA) das fordistische Konsum-Subjekt des neuen und stark angewachsenen Mittelstandes auf den Markt der Beziehungen, der Waren und Dienstleistungen. Es konsumiert, was es massenhaft selber produziert (manuell und kognitiv, stets auch leiblich) es treibt Handel mit seinen Produkten und mit sich selbst, und es entwickelt dazu eine säkulare, weltzugewandte Moral, die durch den Anspruch auf Konsum und Genuss ebenso wie durch die Verpflichtung zu Leistung und Disziplin bestimmt ist. Ab den 1960er Jahren wird das fordistische Subjekt in fordistischen Kleinfamilien (Gramsci 1934/1999) zunehmend aufwändig erzogen, ausgebildet und instruiert. Als es dann ab den 1980er Jahren die ersten NC-Maschinen in den Fabriken bedient und in den Büros der Industrie- und Handelsunternehmen und in den Banken und

Geschäften EDV-generierte Tabellen liest, ist klar, dass es sich auch in der postfordistischen Epoche des Kapitalismus auf neue Weise an Maschinen bindet: der Leib ist nicht mehr Anhängsel der Maschine (Marx), doch ein Interface zur Technowelt.

*

Mädchen und Frauen ziehen bildungspolitisch mit den Burschen und Männern gleich und überholen sie gegen Ende des Jahrhunderts in der Anzahl der Abschlüsse zertifizierter höherer Bildung. Dies ändert aber nichts an den ungleichen Chancen auf den Arbeitsmärkten und an der Benachteiligung von Frauen im Lohngefüge, wo sich der Gender-Gap in den großen Krisen regelmäßig weitet. Die patriarchale Ordnung des Hauses ist in modifizierter Form auch der spätmodernen und postfordistischen Kleinfamilie eingeschrieben.

*

Der ab den 1980er Jahren durchgesetzte Neoliberalismus, i.e. die politische und ökonomische Ideologie der postfordistischen Produktionsweise, lockert die Bindung des Subjekts an einen Lebensberuf und an angestammte Sozietäten (Familie, Betrieb, Partei, Gewerkschaft, Verein, Religionsgemeinschaft u.a.). Patriarchale und paternalistische Grundzüge im Familien-, Berufs- und Arbeitsleben und in der Politik verschwinden damit noch nicht. Mit einer einzigen Gestalt oder Form ihrer Subjektivität kommen sehr viele Menschen nicht mehr aus: Sie wechseln oder verändern ihre Selbstverpflichtung für nahe Andere (Ehefrauen, Geliebte, Kinder, Freunde) und

auch Züge ihrer Selbst-Gestalt bzw. ihres Habitus (*Polyphrenie*). Dies gelingt nur, wenn die Habitus-Formen synkretistisch (vermischt) und kompromisshaft vereinbar sind: Wenn etwa der Manager mit seiner 70-Stundenwoche behauptet und meint, seinen Kindern ein präsenter Vater zu sein. Damit schwächt sich die Identifikation mit Orten, Institutionen und Personen tendenziell ab. Mehr Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz ist gefragt, um dieses spätmoderne Spiel mit Rollen und Habitusformen spielen zu können (Krappmann 1969/2005).

Die Arbeitsbeziehungen werden noch *zweckrationaler* als sie in der Hohen Moderne und in der fordistischen Produktionsweise schon waren. Die ökonomischen Risiken oder auch die Prekarität des Arbeitsvertrags oder der Selbständigkeit lassen das in vielen Fällen nicht zu. Dies kann auch zu vermehrter Fremdenfeindlichkeit und zu Rassismus führen. Die neue Welle einer extremen Rechten in Teilen Europas, der USA und anderswo hat wohl damit zu tun. Kurzfristige, spielerisch-experimentelle, hoch riskante Strategien, deren Auswirkungen nicht immer vorherzusehen sind, kennzeichnen das postfordistische Subjekt. Sie verursachen wiederkehrenden Abstürze in den Karrieren, häufigere Jobwechsel und hohe Mobilität, die sich nur bedingt mit privaten Beziehungen und Bindungen vereinbaren lassen. Nicht nur Beziehungspartner entfremden sich, sondern auch Eltern und Kinder.

*

Das Modell der romantischen Liebe für Ehe- und Lebenspartner (eine Erfindung bürgerlicher Literaten und

der christlichen Kirchen um 1800) pluralisiert sich in der Späten Moderne. Formen der hetero- und homosexuellen Liebe werden mit der Trennbarkeit der Ehen in Serie, mit heimlichen Nebenbeziehungen oder auch in gleichzeitiger Polyamorie erlebbar, aber auch merklich ironischer besprochen und verhandelt (Sieder 2010).

Um privat und beruflich erfolgreich zu sein, versuchen sich Männer und Frauen, ja schon Kinder und Jugendliche, körperlich und psychisch fit zu halten. Das Subjekt der Späten Moderne ist nicht mehr aufgerufen, derselbe / dieselbe zu bleiben, sondern sich immer wieder zu verändern und zu adaptieren, Verbrauchtes abzustoßen und Neues zu lernen (Sieder 2008). Auch dies erfolgt nur selten aus einer Abhängigkeit von personalen Autoritäten. Es geschieht vorwiegend aus inneren, intrinsischen Motiven und vor allem zu dem Zweck, leistungs- und konsumfähig zu bleiben. Es ist dies eine gleichsam radikalisierte Form der Gleichzeitigkeit von Selbst-Emanzipation und Selbst-Unterwerfung in der Späten Moderne.

*

Die Sozial- und Kulturwissenschaften beschreiben und besprechen all dies nicht nur aus der Distanz. Auch für sie gibt es keinen Stand- oder Sehepunkt außerhalb der Welt. Die Humanwissenschaften waren und sind intellektuelle und geistes-handwerkliche *Produktivkräfte* in den skizzierten Prozessen.

Die Subjektphilosophie der frühen Moderne verkündete die *Autonomie des Subjekts*. Dieses Subjekt schien seine Grundlage in sich selber zu haben, galt – auch in

bürgerlicher Auseinandersetzung mit christlichen und jüdischen Theologien und mit der Raison adeliger Clans – als Instanz seines eigenen Denkens und Handelns im Privatleben, in Wirtschaft und Politik. Die Subjektphilosophie wirkte bis ins 20. Jh., prägte die bürgerliche Vorstellung vom Subjekt als unteilbarem und selbstverantwortlichem *Individuum* und war in eine der großen Erzählungen der westlichen Moderne eingebunden: Der Mensch emanzipiere sich aus nicht mehr notwendiger Herrschaft und Abhängigkeit. Daran setzte in den 1920er und 1930er Jahren die phänomenologisch-philosophische Kritik, in den 1960er und 1970er Jahren die Kritik der Strukturalisten und danach jene der Poststrukturalisten an. Soziologie, Sozial- und Kulturpsychologie und Psychoanalyse formulierten Versionen des interagierenden, mit Anderen kommunizierenden Selbst, das signifikante Menschen in seiner soziale Umgebung zu seinem Selbst („Self“) integriere (Mead 1934/1968). Damit aber ist das Subjekt nicht mehr (wie das bürgerliche Subjekt der klassischen Moderne) „Herr im eigenen Haus“. Frühe Linguistik, Semiotik und Strukturalismus machen deutlich, dass es nur im System von *langue* und *parole* denken und sprechen könne. Die Grenzen der Sprache seien die Grenzen seines Denkens (Peirce 1967). Der Symbolische Interaktionismus argumentiert: Der Mensch handle gemäß ‚seinen‘ von ihm selbst gesetzten Bedeutungen. Diese aber müsse er in Interaktion mit Anderen, kommunikativ klären und für sich selbst interpretieren (Blumer 1969/1973).

Die post-strukturalistische Kulturosoziologie der 1970er und 1980er Jahre reagiert auf den frühen Strukturalismus und dessen strukturell überdeterminiertes, metaphorisch „totes“ Subjekt. Sie versteht das Subjekt neu und anders, nämlich als imperfekten Akteur, der wirtschaftliche, soziale und kulturelle Kapitalien akkumuliert, der seine Welt deutet und interpretiert und nach seinen Deutungen und Bedeutungen handelt, kurz: als Akteur*in der Gesellschaft (Bourdieu u. Wacquant, Giddens).

Nach der post-strukturalistischen Wende in den Sozial- und Kulturwissenschaften scheint es neuerlich wichtig, *wie* und mit welchen Ressourcen das den sozialen Verhältnissen und der Sprache unterworfenen Subjekt denkt, fühlt und spricht und – dass es den herrschenden Redeweisen und Machtverhältnissen auch *widersprechen* kann (Foucault 1991; Irigaray 1974/1980). Nicht zuletzt interessiert, wie es politisch spricht, empfindet und handelt und sich damit an politischen Prozessen beteiligt (Laclau 1996/ 2002; Laclau u. Mouffe 1985/2001).

Zusammenfassend lassen sich drei Hauptphasen der humanwissenschaftlichen Konstruktion des Subjekts unterscheiden.

a) *Dezentrierung des Subjekts in den ‚klassischen‘ Sozialwissenschaften*: Im Denken der soziologischen Klassiker des 19. und 20. Jhs. (Marx, Durkheim, Simmel, Weber, Parsons u.a.) steht das Subjekt der Gesellschaft *gegenüber* und sieht sich gezwungen, hegemoniale Werte, Normen und Bedeutungen anzuerkennen und die ihm

zugedachten und zugewiesenen Rollen einzunehmen und generalisierte Werte (Parsons) zu übernehmen. Das Subjekt ist nicht „frei“ (im Sinn der klassischen Subjektphilosophie, s.o.), sondern gesellschaftlich determiniert. Zugleich nehmen die klassischen Sozialwissenschaften mit dieser Subjekttheorie an der großen Erzählung von der Emanzipation des Menschen in der Moderne teil. Emanzipation vollziehe sich in ihrer Auffassung durch Prozesse der Autonomisierung und der Individualisierung (Honneth 1994), durch aufgeklärte Kommunikation und Diskursethik (Habermas 1983).

b) Dezentrierung des Subjekts in den ‚verstehenden‘ Sozialwissenschaften: Gegen die Opposition von Subjekt und Gesellschaft in der klassischen Sozialwissenschaft wenden sich zunächst phänomenologische Philosophen und Soziologen (Merleau-Ponty, Schütz, Luckmann 1980 u.a.). In der poststrukturalistischen Sozial- und Kulturwissenschaft (Bourdieu, Giddens u.a.) steht das Subjekt der Gesellschaft nicht mehr *apart gegenüber*, sondern es gilt als „imperfekter“ Mit-Konstrukteur der Gesellschaft. Es sei durch die Dynamik des neoliberalen Kapitalismus aus mächtigen Traditionen der Moderne „entbettet“ worden und seitdem dazu verurteilt, seine eigenen Deutungen und Handlungsorientierungen – allerdings bei wachsender Abhängigkeit von staatlichen und kommunalen Systemen und sozialen Medien vorzunehmen (Giddens 1984/1988). Dies wird als die Zweigesichtigkeit der „Individualisierung“, d.h. eines Subjekts bzw. Akteurs

mit höherer „Agency“, aber auch mit „riskanten Freiheiten“ (Beck u. Beck-Gernsheim 1994) beschrieben.

c) Dezentrierung des Subjekts in den ‚neuen‘

Kulturwissenschaften: Die neue Kulturwissenschaft hat bislang keine eigenständigen *Subjekttheorien* hervorbringen können, rezipiert und reflektiert aber jene der klassischen wie der qualitativen und ‚verstehenden‘ Sozialwissenschaften (s.o.), um darauf ihr kulturwissenschaftliches Programm zu gründen. Typische Fragen sind: „In welchen sozialen Praktiken und Technologien des Selbst zieht der Einzelne einen ‚reflexiven Habitus‘ in sich heran (z. B. Routinen der beruflichen oder partnerschaftlichen Selbstbefragung)? Was ist der kulturelle ‚Andere‘ des reflexiven Subjekts (...)? Inwiefern überschneiden sich in diesem kulturell verbindlichen Subjektmodell unterschiedliche, widersprechende kulturelle Codes (...)? Statt das reflexive Subjekt vorauszusetzen, wird es dann als Produkt hochspezifischer *kultureller Subjektivierungsweisen* sichtbar.“ (Reckwitz 2008: 16)

Die neuen oder jüngsten Kulturwissenschaften fügen also den sozialwissenschaftlichen Subjekttheorien die empirische Rekonstruktion der kulturellen Herstellung von Subjektivität und die genauere Rekonstruktion der Performanz des kommunizierenden Subjekts hinzu.

Zitierte Literatur:

Beauvoir 1968, Simone Beauvoir, (1949) Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Hamburg 1968.

Beck u. Beck-Gernsheim 1994, Ulrich Beck u. Elisabeth Beck-Gernsheim, Hg., Riskante Freiheiten, Frankfurt a. M. 1994.

Blumer 1969/1973, Herbert Blumer, Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus (1969), in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Hg., Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt 1973.

Bourdieu u. Wacquant 1996, Pierre Bourdieu u. Loïc J. D. Wacquant, Reflexive Anthropologie, Frankfurt a. M. 1996.

Butler 1990, Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1990.

Butler 2009, Judith Butler, Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, Frankfurt a. M. 2009.

Cassirer 1925/1994, Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken, 1925, 9. unveränderte Auflage, Darmstadt 1994.

Dahrendorf 1958/1977, Ralf Dahrendorf, Homo sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle, Opladen 1977.

Eribon 2017, Didier Eribon, Gesellschaft als Urteil. Klassen, Identitäten, Wege, Berlin 2017.

Foucault 1972/1974/1991, Michel Foucault, L'ordre du discours, Paris 1972, deutsch: Die Ordnung des Diskurses, München 1974, Frankfurt a. M. 1991.

Foucault 2002, Michel Foucault, Die Wahrheit und die juristische Form, in: ders., Dits et Ecrits. Schriften. Zweiter Band, Frankfurt a. M. 2002, 669-792.

Gehlen 1962 / 2004, Arnold Gehlen, Technische Zivilisation, in: ders., Gesamtausgabe. Die Seele im technischen Zeitalter und andere soziologische Schriften und Kulturanalysen, Frankfurt a. M. 2004, 141-213.

Gergen 1996, Kenneth J. Gergen, Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben, Heidelberg 1996.

Giddens 1984/1988, Anthony Giddens, The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration, Cambridge 1984; deutsch: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Mit einer Einführung von Hans Joas, Frankfurt a. M. u. New York 1988.

Gramsci 1999, Antonio Gramsci, Gefängnis Hefte Band 9, hg. v. Peter Jehle, Klaus Bochmann u. Wolfgang Fritz Haug, Hefte 22 bis 29, Heft 22 (V) 1934, §§1-16: Amerikanismus und Fordismus, 2061-2102.

Habermas 1983, Jürgen Habermas, Diskursethik – Notizen zu einem Begründungsprogramm, in: ders., Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt a. M. 1983, 53-126.

Honneth 1994, Axel Honneth, Aspekte der Individualisierung, in: ders., Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose, 20-28, Frankfurt a. M. 1994.

Irigaray 1974/1980, Luce Irigaray, Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt a. M. 1980.

Krappmann 1969/2005, Lothar Krappmann, Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, 10. Auflage, Stuttgart 2005.

Laclau 1996/2002, Ernesto Laclau, Emanzipation und Differenz, Wien 2002.

Laclau u. Mouffe 1985/2001, Ernesto Laclau u. Chantal Mouffe, Hegemony and Socialist Strategy. Towards a radical democratic politics, London / New York 2001.

Luckmann 1980, Thomas Luckmann, Lebenswelt und Gesellschaft. Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen, Paderborn u.a. 1980.

Lyotard 1982/1994, Jean-François Lyotard, La condition postmoderne, deutsch: Das postmoderne Wissen, Wien 1994.

Mead 1934/1968, George Herbert Mead, Mind, Self and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist, Chicago 1934, deutsch: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt a. M. 1968.

Merleau-Ponty 1945/1965, Maurice Merleau-Ponty, Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin 1965.

Peirce 1967, Charles Sanders Peirce, Schriften I, Frankfurt a. M. 1967.

Reckwitz 2008, Andreas Reckwitz, Subjekt, Bielefeld 2008.

Schütz 1932/1974, Alfred Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Wien 1932, Frankfurt a. M. 1974.

Sieder 2004, Reinhard Sieder, Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004.

Sieder 2008, Reinhard Sieder, Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder, Stuttgart 2008.

Sieder 2010, Reinhard Sieder, Familienmythos und romantische Liebe in der *condition postmoderne*, in: Jürgen Hardt u.a. Hg., Sehnsucht Familie in der Postmoderne. Eltern und Kinder in Therapie heute, Göttingen 2010, 45-72. Eine stark überarbeitete Fassung findet sich auf der Website reinhard-sieder.at.

Zweig 1942, Stefan Zweig, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers.